

# Marschtag

Autor(en): **Wiedmer, Emil**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **21 (1917)**

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-576161>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Jetzt habe ich sogar noch Gehörhalluzinationen ...

Immer kälter wird es hier. Meine Zigarre ist auch schon fertig. Ich habe einen so schrecklichen Geschmack im Mund. Natürlich, weil ich nichts zu Mittag gegessen habe. Auf der Polizei war ich auch, um sein Verschwinden anzuzeigen. Wenn er nur käme! Ich würde ihm sicher verzeihen, ganz sicher, und zärtlich würde ich mit ihm sein. Was? Ich kann gar nicht zärtlich sein? Wer sagt das? Ach, ich bin ja allein. Nur Einbildung. Zu streng bin ich gewesen. Aber das wird sich jetzt ändern, er wird schon sehen, daß sein Vater sein bester Freund ist, sein bester Freund. Wenn ich nur wüßte, wer hier die ganze Zeit lacht. Bist du's, Ella? Oder weinst du? Ich habe ja bei dir nie gewußt, ob du lachst oder weinst; aber worüber weinst du? Ja, ich glaube, ich werde noch verrückt. Jetzt bilde ich mir gar ein, meine Frau sei im Zimmer und sie

weine, wie früher, wenn der Kleine krank gewesen ist. Ha, ha, wirklich zu komisch, solche Sinnestäuschungen zu haben. Jetzt wieder, wieder! Ja, können denn Tote weinen?

Ich will Licht anzünden. Es ist die Kälte und mein leerer Magen. Natürlich ... Jetzt hat es geklingelt. Wenn's der Kleine wäre! Ja, er ist's sicher... Nein, eine Männerstimme. Was ist los? Herrgott, was gibt's? Gefunden? So, gefunden haben sie ihn? Sie bringen ihn gleich, so, so. Aus dem See haben sie ihn gezogen. Unglücksfall natürlich, natürlich, Unglücksfall, selbstverständlich... Hier, für Ihre Mühe. Sie dürfen nichts annehmen, so, so? Sie bringen gleich seinen ... seine ... Ja, schon gut, schon gut. Guten Abend! Mein Kleiner, mein Kleiner! Ja, Ella, jetzt weinst du wieder, oder lachst du, weil er bei dir ist? So, so, du lachst. Und ich? Und ich bleibe ganz allein... Allein...

## Marschtag.

Nachdruck verboten.

Skizze von Emil Wiedmer, Zürich.

Die frühe Abenddämmerung — es war Herbst — überraschte die Kompanie auf dem Marsche. Wir waren immer noch nicht am Ziel. Der Weg schien endlos, der Tag fürchterlich lang, nicht umzubringen. Dieses verfluchte Bergsträßchen: steinig, holperig, abscheulich zerfressen, zerklüftet, von heftigen Regengüssen in Schründe zerrissen. Und immer bergan, launenhaft manchmal in behäbig sanft steigenden Windungen, dann wiederum sprunghaft, in kurzen, entschlossenen, frech und steil hinankletternden Kehren. Die Riemen von Gewehr und Tornister schnitten wie Messer heißend scharf, quälend, boshaft grimmig in Schulter und Nacken. Wir stöhnten heimlich und ächzten unter der Last, krumm gebückt. Alle waren wir todmüde und hungrig. Die Gesichter von Staub und Schweiß verschmiert. Große, dicke Staubwolken glitten unter unsern Schritten weg, hinaus in die Wiesen, die unsern Marschweg zu beiden Seiten säumten. Die Füße brannten wahnsinnig; es war entsetzlich. Seit dem frühesten Morgen waren wir unterwegs, fast ohne Unterbruch. Die Mittagspause wurde unter-

schlagen. Eile ward geboten. Die kurzen Rasten allstündlich wogen leicht, Herrgott! Die Zungen waren verstummt und aller befeuernde Marschgesang weit verweht.

Aus dem Baumgeäste troffen von den flüchtenden Strahlen lekte Tropfen Sonnenschein ins Gras. Gerührt blinzelten wir seitwärts, die weißbestäubten Wimpern im schwindenden Licht. Ein Würgen, unheimlich, kroch in die Kehlen und wollte nicht weichen. Wir dachten mit Behmut, heimlichem Neid und verbissener Wut an die friedlichen, behaglichen, umsorgten Herbstabende zu Hause und ballten aufbegehrend die Fäuste. Und schlossen ergeben die Augen, trotteten im Halbschlaf, zerschlagen, unlustig, dumpf wie Tiere, weiter.

Dann schreckten wir plötzlich auf, fuhren verstört empor mit der Stirn: mit einem Mal war es Nacht geworden. Beinahe hätten wir uns gefürchtet. So rasch war es gegangen. Wie das? Mit rechten Dingen? Auch der Nebenkamerad schüttelte ungläubig, schwer und beinahe blöden Kopf. Häuser tauchten auf und blähten

sich, spärlich erhellt. Tore knarrten, Hunde bellten. Irgendwo fiel blechern ein Kessel zur Erde. Offenes Herdfeuer züngelte rot aus Röhrentüren.

Die Kompagnie hielt an. Totenstille. Das Knirschen der unzähligen Marschschuhe war verstummt. Ah, endlich! Wir atmeten ordentlich auf, die Hoffnung machte sich breit, flügelnd. Man gähnte wohligh, schüttelte wie Hähne die erstarrten Glieder, daß Müdigkeit und Staub davonflögen. Die Last des Gepäcks und der Wehr glitt erleichternd nieder. Wir rasteten am Straßenrand, in der Finsternis, wir lehnten stumm an fremde Zäune, Wagen, Baumstämme und Wegborde. Niemand wußte, wo wir uns befanden; keiner kannte sich aus. Einige schliefen sofort ein, wie Gespenster auf ihren Tornistern im Dunkel kauern. Andere kramten umständlich, vor Erschöpfung und Hunger zitternd, Brot aus den Säcken und begannen langsam, Bissen nach Bissen, behaglich und rasch, mechanisch und gierig zu kauen, die Augen grübelnd ins Leere gerichtet, in die Finsternis gesenkt, in die Vergangenheit.

Plötzlich tauchte unser Offizier an der Spitze des Zuges auf, wie aus der Nacht wütend hergeweht. Er schritt die Reihen herunter und wir sprangen auf. Die Absätze knallten. Donnerwetter! Was soll das? Argwöhnisch, im erregten Flüsterton tauschten wir Vermutungen aus. Die Mundwinkel schnitten Grimassen. Mein Vordermann, ein baumlanger breiter starker Kerl, begann auf einmal fürchterlich zu fluchen, halblaut zuerst, dann dreister, schraubend. Er drehte sich in der Runde. Ahnte sonst, außer ihm, keiner etwas? Nur er? He? O, du lieber Gott, wir hatten es sofort alle gewußt, wieviel die Uhr geschlagen. Aber keiner hatte den Mut, es dem andern einzugestehen.

Wir entfärbten uns vor Mut. Die Gesichter schwankten wie windgetrieben, unwirkliche, zerfetzte weiße Flecke im Dunkel hin und her. Und jetzt? Aber jetzt? Was half weiter? O dieses Vaterland! Heiland, Bern! Schweiz: sie mußte doch wahrhaftig massiv geknetet und höllisch zäh gefalzt sein, daß das Gefnatter der entfesselt brandenden Donnerwetter den Erdboden nicht nach Australien durchstieß.

Aber jetzt? Es galt sich mit der Tatsache abzufinden. Schweigen. Und damit basta. Also: Für uns gab es noch keine Ruhe! Noch? Donner und Teufel! Noch? Die ganze Nacht vielleicht nicht. Wer weiß es? Wer will es wissen?

Unser Zug ward zur Feldwache abkommandiert.

Zuerst lachten wir noch — natürlich, die andern Züge waren in der Nähe! Das hämische Grinsen dieser Hundeseelen, dieser Jammersesel! Sich etwas anmerken lassen? Oho! Man hörte förmlich jener spöttisch lächerige Backenknochen durch die Dunkelheit mahlen und krachen, wie trockenes Reissig, knisternd im Feuer, so umkrabbelte es unsere Ohren. Da galt etwas. Uns mopsen lassen? O! Grimmige Wize flogen hin und zurück. Mit Gröhlen wurde robust quittiert. Dann begann einer zu schimpfen, auf irgendwen und irgendwas. Wie Hagelschosse prasselten die Worte. Alle fielen mithelfend ein.

Die Mut mußte doch irgendwo hinaus. Was ging es die andern an? Einer gab saftige Joten zum besten. Gott sei Dank! Die Lacher meckerten vor Behagen und Kizel. Das lenkte ab, wenn auch bloß für wenige Augenblicke. Dann schlugen Ohnmacht und Mut wieder über den Reihen zusammen. Es wurde mählich still. Einer wimmerte irgendwo leise. Spucken, Husten, Schneuzen wurde lebendig. Unsere Augen bohrten sich forschend in die Nacht, als könnte dorthier Rettung und Erleichterung kommen. Wer mochte helfend eingreifen? Niemand, als wir selbst.

Der Zug hatte sich mürrisch formiert. Marsch! Wie das verdrossen klang! Auch unser Zugführer war verdrossen und müde, wir fühlten es. Kein Scherzwort ermunterte uns. Mit hüpfenden, nervösen Schritten, im Halbtrab, setzte er über die unverschämt massiven Steine weg, mit denen das ganze Sträßchen übersät war. Die Nägel an den Zehen zerfchlugen sich blutend im Anprall. Es galt, Fühler auszustrecken, sonst — man wußte, wie es schmerzte. Die Rücken tief gerollt, keuchten wir langsam bergan.

Einige Stunden mußte der Marsch wohl gedauert haben, immer, immer wieder bergauf. Schatten, Finsternis, schmale Lichter, Acker, Wälder querdurch.

Der Mond war aufgegangen. Es wurde eine schöne, stille, helle Nacht. In der Ferne und Nähe silberte der Nebel, ganz leise und traumhaft. Schier hätte man Freude empfunden über die Schönheit der Sicht.

Die Kälte nahm zu. Wir fröstelten in den Marschpausen, die immer häufiger angelegt wurden. Kein einziges Wort fiel mehr. Und auch, als wir endlich anlangten an dem befohlenen Punkt: Keiner jauchzte. Keiner gröhlte. Keiner pfiff. Alles verharrte bekümmert stumm, störrisch wie geknechtetes Vieh, vom Zwang vergewaltigt, entwürdigt, hundemüde.

Das Quartier erschreckte uns. So lag es da: mitten in den Feldern, ganz verloren und lausig verlassen. In der Nähe einer dreifachen Wegkreuzung, die offen und frei mit weitem Ausblick ins Tal und an die gegenüberliegenden Hänge sich allen Winden zum Spiel darbot. Ein alter verfallener Speicher. Oder eine verlassene Scheune, so miserabel und verlottert. Das Mondlicht flutete durch alle Wände. Und der Wind pfiff. Kein Hälmchen Stroh. Und die Decken?

Das konnte nett werden!

Sonderbar: wie Feinde, mörderisch zum Sprung geduckt und immer auf der Hut, umkreisten wir uns gegenseitig, jeder abgeondert in seiner Verlassenheit und Wut, jeder für sich in seiner Müdigkeit und Trauer. Wir schleppten uns faul herum, ganz nah, standen, schlurften durcheinander, ein kleines Häuflein Mensch, nur Mensch und sehr arm, alle gleich, und einsam und weit, weit von einander geschieden und tief getrennt durch törichte Feindschaft.

Die erste Wache war aufgeführt. Und wir schlotterten zum Erbarmen: leer, zerschunden, ausgehöhlt von den Anstrengungen des Marschtages. Weinerlich war uns zu Mute wie frierenden Kindern. Wir hatten Heimweh. Bilder flogen heran. O daß sie uns mit ihrem milden Schein aus der Erinnerung her erwärmen könnten! Aber über dem Flug durch die erbarmungslose Herbstnacht verloren sie allen frohen Schimmer: der Mutter warme Betten, ihr dampfender Abendtisch, der Ofen, und wieder die Mutter, die hin- und hergeht. O! Als trügen wir einen wilden Schwarm

spiziger Stacheln im Blut, kreisten wir weiter, jeder für sich, mit hangenden Gesichtern, um die Hütte, voller Unruh, ein tolles Gebrodel von Besessenen. Das war zum Verrücktwerden. Und wir waren doch sonst einander so gut freund und treu!

Das Feuer mußte abgeblendet werden. So sollten wir nun doch nahe zusammenschließen. Kauernd, tastend krochen wir, ganz zerfallen, langsam näher und lagerten uns rund und warm ringsherum.

Decken waren angekommen. Wir hätten die Kameraden am liebsten geküßt, so gerührt wurden wir. Man begann sich wieder Mensch zu fühlen, wurde Mensch. Die Hütte ward luftdicht verhängt. Auch Stroh schleppten gute Seelen herbei. Wir waren auf einmal wie ausgewechselt, ganz, ganz anders. Wie sonst. Hilfreich, gut, und der Schabernack erwachte. Kopfüber turnten wir hinein ins Stroh und ruderten mit den Armen wild begehrlieh drin herum, als gelte es, goldene Wogen zu teilen. Wie das wohligh und heimeligh knisterte und aufrauschte und roch, so trocken!

Wir streckten die Füße weit gegen die Flammen des Feuers vor. Ein armseliges Bächlein in der Nähe rieselte schmutziges Wasser. Wir kochten Tee und Suppe. Das Wasser brodelte, herrlich! Welcher Borgenuß! Wir schmalzten vor Vergnügen. So lieblich sang es in den Gamellen. Das Blut in uns begann sich zu erwärmen und kreiste leichter. Wir sprachen wieder, lachten, rauchten, johlten. Unsere Gesichter zerbrachen die Maske von Haß, und die Augen verloren Strenge und Verbissenheit, wurden weich, zutunlich und leutselig, scharmant im lustigen Lachen.

Einer meinte trocken, nachdem er den letzten Schluck Suppe mit Tee hinuntergespült: „Jetzt könnte man wieder singen, für das Vaterland: ‚Ruffst du...‘!“ Ein Zweiter setzte schon an, die Zunge und Lippen geweht und die Brust wie ein Tenor hoch gewölbt. Der Führer winkte lächelnd, gütig verweisend, allerliebste murrend ab: „Feldwache und Chorgesang... Soldatengehirn, wo bist du...“

Da gingen wir langsam schlafen, in die Hütte, unter dem blauen, schönen, fühlen

Herbsthimmel. Wir waren nicht mehr böse, jeder Rest von Bosheit war verschwunden. Wir freuten uns, wir waren reine Zufriedenheit, gütig mit aller Welt und ausgehöhnt.

Alles war ruhig in der Runde.

Nur einmal kam eine Meldung, und die schreckte uns für kurze Minuten auf: Feindliche Kavalleriepatrouillen!

Aber es schien ein Irrtum gewesen zu sein. Nichts ließ sich sehen und hören. Wir legten uns von neuem, herrlich grunzend, nieder ins Stroh. Einer foppte noch, schon halb im Schlaf, mit zerrinnender Stimme: „Dem Teufel seine Großmütter ... galoppierten... in corpore promenierend ... durch die schöne Nacht ... schöne ... Nacht...“

## Neue Schweizer Lyrik.

Die Unruhe, stürmische Not und bange Qual unserer Tage lassen den meisten von uns wenig Lust und Muße, sich in des Dichters Wort und Werk mit ruhevoller Stimmung und stiller Andacht zu versenken. Und doch dürfen wir gerade in dieser ernstesten und angstestfülltesten Zeit die geistigen Güter, die nationalen Werte unseres einheimischen Schrifttums umso weniger übersehen oder vergessen. Da kommen denn zwei wertvolle Neuerscheinungen unseres schweizerischen Büchermarktes als willkommene Helfer, uns mit dem poetischen Ringen und Streben der Gegenwart trefflich und genueßreich vertraut zu machen. Zwei Liederfassungen, von sachkundiger Hand ausgewählt und zusammengestellt, sind uns vor kurzem beschert worden, die beide eine bleibende Bereicherung für das dichtungsfreundliche Schweizerhaus bedeuten: die eine, herausgegeben von Paul Kaegi unter dem Titel „Silhouetten, eine Anthologie schweizerischer Lyrik“<sup>1)</sup>, ist der Anfang eines großzügig angelegten Unternehmens, das sich mit den Jahren zu einem eigentlichen „Schackästlein vaterländischer Liedkünstler“ auswachsen soll und, von Zeit zu Zeit in zwanglosen Heften erscheinend, je eine Gruppe älterer oder neuerer Poeten mit Proben ihrer Dichtung und Selbstbekenntnissen über ihr Leben und Wirken unserem Verständnis nahebringen möchte, die andere, von Dr. S. D. Steinberg, dem bekannten Schriftsteller und Redaktor, besorgt, stellt eine einmalige, zeitlich begrenzte und abgeschlossene Lesung bedeutsamer Kriegsgedichte dar, die von schweizerischen oder derzeit auf Schweizerboden lebenden aus-

ländischen Autoren geschaffen und als selbständiges Büchlein unter dem Namen „Lyrisches Bekenntnis, eine Sammlung Zeitgedichte“<sup>2)</sup> vereinigt worden sind.

Paul Kaegi legt in seinen bisher erschienenen beiden Bändchen „Silhouetten“ ausgewählte lyrische Schöpfungen der jüngeren Generation von Schweizerdichtern vor, und es sind in diesen poetischen Dichterprofilen mit den sie begleitenden autobiographischen Aufzeichnungen vertreten: Adolf Attenhofer, Karl Stamm, Max Pulver, Max Geislinger, Dominik Müller, Emil Wiedmer, † Gertrud Pfander (1874—98) und Hans Mühlestein. So ergibt sich schon jetzt ein stattlicher und nach dichterischer Eigenart stark differenzierter Reigen ausgeprägtester Persönlichkeitsoffenbarungen, deren typische und bezeichnende Auswahl für den Herausgeber nicht immer ein Leichtes gewesen sein mag. Im großen und ganzen scheint uns die verlockende Aufgabe, die Kaegi sich gestellt hat, mit viel Glück und Geschick und namentlich einer beachtenswerten verständnisvollen Hingabe an die einzelne Dichterpersönlichkeit und ihre individuellen Ausdrucksformen gelöst worden zu sein, wenn man auch in Einzelheiten der Wahl oder Zusammenstellung und besonders auch, was die ästhetisch-theoretischen Ansichten und Erörterungen betrifft, die der Herausgeber der Sammlung als Einführung vorausgeschickt hat, recht verschiedener Meinung sein kann. Eine absolute Notwendigkeit zugunsten und zur richtigen Beurteilung und Einschätzung des Anthologieunternehmens bedeutet dieses Geleitwort jedenfalls nicht,; doch sollen durch

<sup>1)</sup> I. und II. Bändchen. Basel, Benno Schwabe & Co., 1917.

<sup>2)</sup> „Schweizerische Bibliothek“, Bändchen Nr. 5. Zürich, Rascher & Co., 1918.